

Pilgern

Jakobsgemeinschaft Tirol

27. Oktober 2015

Mobilität

„Bitte bedenke den vielen Verkehr“, so wurde mir im Sommer 2015 vor einer Veranstaltung auf dem Arlberg gemailt. Der Verkehr hatte am Arlberg durch die Sperre des Arlbergtunnels mit Beginn der Urlaubszeit stark zugenommen. Was regional hier auf Baumaßnahmen zurück zu führen ist, ist generell ein Trend. Die berufliche Mobilität, der Verkehr im Freizeitverhalten, das Reisen in den Urlaub breiter Massen hat in den letzten Jahrzehnten massiv zugenommen. Und das gilt auch für den Transport von Waren. Weil wir zu jeder Jahreszeit jede Frucht konsumieren wollen, erhöht sich der Güterverkehr auf der Straße, per Bahn und in der Luft immer wieder.

Nicht nur die äußere Mobilität ist in den letzten Jahrzehnten massiv gewachsen. Durch die Pluralisierung der Lebenswelten sind wir Wanderer, Vagabunden geworden. In wie vielen Gemeinschaften leben und arbeiten wir?! In der Familie, inzwischen in Patchworkfamilien, in der Nachbarschaft, im Dorf und in der Gemeinde, in Vereinen wie den Schützen, der Musik, den Sportvereinen, in der Schule, Politik, Kultur, Tourismus, Wirtschaft, auch in der Kirche, in Clubs, Bruderschaften, Seilschaften. Da gibt es starke und schwache Beziehungen, Zweckbündnisse und tiefe Freundschaften, lebenslange Zugehörigkeiten und punktuelle soziale Unterstützungsleistungen. Und dann noch die neuen sozialen Netzwerke. Da gibt es häufig den Knopf: „Gefällt mir“. Viel an Zugehörigkeit, Anerkennung und Beziehung ist das real noch nicht, aber doch besser als nichts. Wanderer, Vagabunden, Reisende, Surfer zwischen socialmedia-Plattformen: Facebook, Twitter, Google, Youtube. Der Gedanke einer Bindung, der man nicht ausgeliefert ist, sondern über die man souverän verfügt (das keimfreie Hinzufügen, das chemisch reine Beenden sozialer Bindung); und vielleicht auch das leise Versprechen, dass im omnipotenten Netz ‚jemand‘ ist, der an mir, meinem Profil Interesse hat: dass jemand Anteil nimmt, selbst wenn ich alleine bin.

„Wer bin ich und wenn ja, wie viele?“ So lautet eine philosophische Reise von Richard David Precht¹. Spielen mit Identitäten: wie Fasching (Fasnacht), keiner weiß, was

¹ Richard David Precht, Wer bin ich und wenn ja, wie viele? Eine philosophische Reise, München 2007.

stimmt: Wenn sich die Kontakte im Internet auf das Chatten oder Mailen beschränken, dann kann es zur Kluft zwischen virtueller und realer Lebens- und Beziehungswelt kommen. Und das ist nicht nur ein Problem zwischen Finanzwelt und Realwirtschaft. Der Boom der Online-Spiele hat gerade erst begonnen. Mehr und mehr vernetzte Rollenspiele wie World of Warcraft oder simulierte Welten wie Second Life werden veröffentlicht.

Touristen

Im Tourismus drücken sich unterschiedliche Sehnsüchte des Menschen aus: aus den Zwängen des grauen Alltags, aus den Feldern der Gewohnheit auszubrechen, andere Lebensweisen und Mentalitäten kennen zu lernen, die Welt zu erforschen, zwischenmenschlich anders zu kommunizieren als bloß auf Tauschbasis, Freiheit und Lebensfreude zu erfahren, einen ganzheitlichen Sinn jenseits der Arbeit und der Zweckrationalität zu finden. Der Tourismus kann Lernräume des Dialogs zwischen Kulturen und Religionen eröffnen. Freilich ist das nicht selbstverständlich. Eine „Metaphysik des Transports“ (Peter Sloterdijk), die Transzendenz in der Überquerung des Atlantiks sieht und die neuen Paradiese in Amerika sucht, ist noch geprägt von Strategie, Beherrschung, Unterwerfung und Macht. Auch die Globalisierung kann mit einem Verrat aller konkreten Kulturen verbunden ist. Durch das Ökonomieprinzip ist Kommunikation immer schneller, aber auch abstrakter und allgemeiner geworden. Das Internet kann das konkrete Anschauen, den Kuss, den Händedruck, das gemeinsame Gehen, die Sprache und Kultur, die leiblichen Werke der Barmherzigkeit und auch die Feier der Sakramente nicht wegrationalisieren.

Und doch gibt es Anknüpfungspunkte im Tourismus für das Evangelium: Im Urlaub kommen Menschen etwa beim Skifahren, beim Langlaufen oder beim Wandern in verstärktem Maß mit der Natur in Berührung. Dabei kann der Mensch den Sport als Vorstufe religiöser Erfahrung entdecken oder er wird sich einfach der eigenen Körperlichkeit neu bewusst. Urlaub hat viel zu tun mit innerer und äußerer Regeneration. In den Knochen und auch im Kopf steckt viel Müdigkeit. Bewusster als sonst kann ich auf die Signale des Leibes achten. Unsere Alltagssprache zeigt, dass der Leib auch auf seelisch-geistige Vorgänge reagiert: Jemand hat eine Wut im Bauch; es schlägt einem ein Streit auf den Magen; es lastet Verantwortung auf den Schultern; er trägt schwer an etwas, ist gebeugt; es sitzt die Angst im Nacken; es zittern vor Angst die Knie usw.

Damit ist aber der Leib eine Art Warnsystem. Er kann einen darauf aufmerksam machen, dass einiges im eigenen Leben nicht stimmt; dass der Geist schon einige rote Ampeln überfahren hat. Ulrich Niemann beobachtet, dass fast alle Depressiven unter Bewegungsmangel leiden. Zur inneren Zufriedenheit, so eine These, gehöre auch die Einübung in bleibend körperliche Beweglichkeit und das Selbstgefühl guter körperlicher Kondition. Wer nicht geht, geht auf Dauer körperlich, psychisch und auch geistlich zugrunde. Tu deinem Leib Gutes durch Bewegung, Musik und Kunst oder auch durch ein gutes Essen. Positiv sind Haltungen gefragt, die Freude an der Schöpfung und am Leben fördern.

Auch ein gutes Essen bzw. ein Mahl kann Symbol für das Reich Gottes sein und auf Gott als Liebhaber des Leibes verweisen: Teresa von Avila (1515-1583) war eine Liebhaberin des Leibes: „Tu deinem Leib Gutes, damit deine Seele Lust gewinnt, in ihm zu wohnen“, können wir bei ihr lesen. Oder auch: „Wenn Fasten, dann Fasten, wenn Rebhuhn, dann Rebhuhn.“ Hier kann Glauben nicht nur als Ansammlung moralischer Appelle sondern als ganzheitliche Beziehung zum Schöpfergott erfahren werden. Und die Natur selbst wirkt heilend. „Wandern gibt mehr Verstand als hinterm Ofen sitzen.“ (Paracelsus)

Latent verbirgt sich im Tourismus die Suche nach Erfahrungen der Transzendenz, die nicht nur in der ausdrücklichen Form der Wallfahrt eine Rolle spielt. Sicher ist der Tourismus in der Erlebnisgesellschaft zu einer Ersatztranszendenz geworden oder er wird als Paradies im Diesseits vermarktet. Nicht umsonst spricht die Werbung von Winter-sportparadiesen, von Aquadomen, von himmlischer Ruhe. Und auch Essen und Trinken werden in Gourmettempel verlagert. In positiver Hinsicht kann der Tourismus aber auch zu einer religiösen Horizonterweiterung beitragen. Das geschieht etwa wenn in Gesprächen einander persönliche Schicksalsschläge oder andere existentielle Erfahrungen anvertraut werden. Nicht selten gehen solche Gespräche sehr zu Herzen und stellen eine Chance zur Vertiefung des Glaubens dar. Wenn Gäste beispielsweise die Weihnachtsmette besuchen oder an Wallfahrten teilnehmen wird ein Stück Weltkirche erfahrbar. Eine pastorale Bedeutung haben auch die vielen Kirchen und Kapellen unseres Landes als Orte der Spiritualität. Räume haben ja ihre Kraft und ihre Atmosphäre.

Wie geht's?

Wie geht's? Das ist eine alltägliche Frage, die wir einander stellen. Es geht gut, recht gut, halbwegs gut, ausgezeichnet oder einfach schlecht. Es geht gar nichts mehr. Ich stehe an. Mit dem „Gehen“ drücken wir den Gang des Lebens mit Gelingen, mit Scheitern, mit Höhen und Tiefen, mit den Wegen, Umwegen, Irrwegen und Abwegen aus. Das Gehen wird zum Bild der inneren Befindlichkeit und auch zum Symbol unserer Beziehungen: Menschen gehen aneinander vorbei oder wieder aufeinander zu. Ähnlich ist es mit dem „Fahren“: unsere Beziehung zur Welt geht über die „Erfahrung“. Begriffe ohne sinnliche Erfahrung bleiben leer, heißt es in der Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant.

Das Leben ist nicht die gerade einer Autobahn. Es gehören Sackgassen oder auch Labyrinth dazu. „Gehen Sie spazieren: Die Zeit, die Sie dafür verwenden, geht dem Gebet nicht verloren!“, schreibt Teresa von Avila an ihren Erzbischof Don Teutonio de Braganza, der während einer langen Reisezeit seine innere Lauheit beklagt. Viele Depressive leiden unter Bewegungsmangel. Zur inneren Zufriedenheit gehört auch die Einübung in bleibend körperliche Beweglichkeit. Wer nicht geht, geht auf Dauer körperlich, psychisch und auch geistlich zugrunde.

Gehen ist durchaus modern, das äußere Gehen und auch der innere Weg. Die Motivationen sind recht unterschiedlich: der sportliche Ehrgeiz, gesundheitliche Motive, der Versuch, die eigenen Grenzen auszuloten, zu erweitern und zu überwinden, die Suche nach dem ureigenen Selbst. Das Gehen wirkt Persönlichkeit bildend, Gemeinschaft stiftend, Freundschaft stiftend. „Vor allem verliere nie die Lust am Gehen! Ich gehe jeden Tag zu meinem Wohlbefinden und entferne mich so von jeder Krankheit. Ich habe mir die besten Gedanken ergangen, und ich kenne keinen noch so schweren Kummer, den man nicht weggehen könnte.“ (Sören Kierkegaard)

Freilich ist es nicht der Weg an sich. Der Weg allein ohne Orientierung und ohne Ziel hat noch keinen Sinn. Manche wollen nur weg von hier, weg von hier, weil die Leute so anstrengend sind, weil Aufgaben kaputt machen, weil das Leben zum Wegwerfen ist? Die Erlebnisgesellschaft, die so viel vom Leben, vom Glück, vom Heil, von der Gesundheit redet, ist oft dem Leben recht fern. Realitätsverweigerung und Wirklichkeitsflucht gehören zum Programm. Unsere Zeit ist damit beschäftigt, Ablenkungen zu gestalten, sie weiß aber nicht mehr, wovon sie ablenkt. Nun wollen wir es doch nicht so machen wie in dem unvergesslichen Lied des Wiener Kabarettisten Helmut Qualtinger aus den 50-er Jahren, wo ein jugendlicher Motorradfahrer sagt: „Wir wissen

nicht, wo wir hin fahren, aber dafür sind wir g'schwinder dort“. Die Innenseite der Spaßgesellschaft ist nicht selten Verzweiflung, Sinnlosigkeit und Orientierungslosigkeit. Beim Gehen ist auch eine spirituelle Dimension präsent. Das Gehen ist eine Schule der Sehnsucht, mich nicht mit zu wenig zufrieden zu geben, die Ziele meines Lebens nicht zu niedrig anzusetzen und diese Ziele nicht aus den Augen zu verlieren. - Der Weg ist ein menschheitliches Symbol, das eng mit unseren Daseinserfahrungen verknüpft ist. Für alles, was einen Anfang und ein Ende hat, legt sich die Vorstellung vom Weg nahe. Der Gedanke vom Weg gehört außerdem zum ethischen Alphabet der Menschen. Sobald das Leben als Aufgabe und Tat begriffen wird, wird der Mensch in die Situation der Wahl und der Entscheidung versetzt. In fast allen Religionen gibt es die Vorstellung von der Reise oder vom Aufstieg der Seele zu Gott. Von der biblischen Botschaft her sind diese Wege auch Gotteswege, der mit dem einzelnen Menschen und mit dem Volk Gottes mitgeht. Der Gott der Bibel ist ein „Weg- oder Wandergott“. Das Johannesevangelium spricht in einem absoluten Sinn von Jesus als *dem Weg*: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Joh 14,6).

Wenn wir wallfahren, gehen wir zueinander, und wir gehen miteinander. Und dies ist schon etwas Wichtiges, dass wir einmal nicht bloß nebeneinander dahin werken und jeder seine Arbeit tut, sondern dass wir miteinander auf dem Wege sind und darin das Tiefere unseres Lebens erkennen: dass wir in der Tat in der vorangehenden Zeit Pilgernde sind, und es nur im Miteinander sein können. Wir gehen zueinander, wir gehen miteinander. Aber mehr: Wir wollen den Himmel sehen, wir suchen nach Größerem, denn die Seele des Menschen dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Die Wallfahrtsorte haben in unser Land eine Art Geographie des Glaubens eingezeichnet, das heißt an ihnen wird sichtbar, ja fast greifbar, wie unsere Vorfahren dem lebendigen Gott begegnet sind, wie ER sich nicht zurückgezogen hatte nach der Schöpfung oder nach der Zeit Jesu Christi, sondern noch immer da ist und an ihnen wirkt, so dass sie IHN erfahren konnten und spüren durften, sehen durften an den Zeichen, die ER tat. Ja, ER ist da, und ER ist auch heute da.

Wallfahren ist Ausdruck für den Durchbruch zum wahren Leben, für den Aufbruch in den wahren Ursprung: Wir suchen nach Größerem, wollen den Himmel sehen. „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir.“ (Psalm 63) Dafür müssen wir aufmerksam und wach sein. Wachsein nach Gott hinüber. „Unser Leben führen, mit den Menschen sein, mit den Dingen, aber hinüberhorchen, ob nicht jenes Leise,

Zarteste sich kundtue: Die Nähe Gottes.“ (Romano Guardini)

Alles beginnt mit der Sehnsucht

„Alles beginnt mit der Sehnsucht, immer ist im Herzen Raum für mehr, für Schöneres, für Größeres. Das ist des Menschen Größe und Not: Sehnsucht nach Stille, nach Freundschaft und Liebe. Und wo Sehnsucht sich erfüllt, dort bricht sie noch stärker auf. Fing nicht auch deine Menschwerdung Gott, mit dieser Sehnsucht nach dem Menschen an? So lass nun unsere Sehnsucht damit anfangen, dich zu suchen, und lass sie damit enden, dich gefunden zu haben.“ So Nelly Sachs in „Eli“, einem Mysterienspiel vom Leiden Israels.

„Sucht ihr mich, so findet ihr mich. Wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, lasse ich mich von euch finden“, lässt Gott den Propheten Jeremia sagen (Jer 29, 13-14a). Und wer sich auf die Suche nach Gott macht, muss den Aufbruch wagen, in ein unbekanntes Land - wie Abraham; muss sich auf ein riskantes Unternehmen einlassen - wie Moses; er muss mit Auseinandersetzungen mit seiner Umgebung rechnen - wie Elija; er muss einsame unverständliche Beschlüsse fassen - wie Jeremia; er muss mit seiner Vergangenheit brechen - wie Paulus; er muss der Unruhe seines Herzens folgen - wie Augustinus. Gott suchen, heißt auch: Aufbrechen aus Alltagsgewohnheiten, seinen eigenen Weg suchen gehen, seine inneren Ansprüche und Sehnsüchte wahrnehmen. „Homo desiderium Dei.“ Man kann dies zweifach übersetzen: „Der Mensch ist Sehnsucht nach Gott“ und: „Der Mensch ist die Sehnsucht Gottes!“ Die innere Unruhe des Menschen ist so etwas wie ein Gottesbeweis. Eigentlich wissen wir, dass wir hier auf Erden nicht zu Hause sind, dass wir also woanders hingehören und von woanders herkommen. „Ich muss ein Liebender werden, einer, dessen Herz der Erschütterung durch die Not des anderen offen steht. Dann finde ich meinen Nächsten, oder besser: dann werde ich von ihm gefunden.“ (Benedikt XVI.)

„Knock, knock, knocking on heavens door!“ Ich habe dieses Lied von Bob Dylan einmal am Heiligen Abend in einer Notschlafstelle für Drogenabhängige gesungen. Die Sehnsucht klopft an die Himmelstür, sie pocht an das Tor des Glücks, des Friedens und des Heils. Die Blicke der Drogenabhängigen freilich, sie waren müde und gingen ins Leere. – Weihnachten, das Fest der müde gewordenen Sehnsucht, der enttäuschten Liebe und der nicht eingelösten Ideale? Wenn sie Sehnsucht zur Sucht wird, dann sollte alles Negative eigentlich nicht zum Leben gehören. Nur das Positive zählt, das Negative

wird besiegt. Es muss die Total-Lösung geben.

Manche passen sich in ihrem Hunger nach Leben an die Glücks- und Konsumkultur an. Auf dem Jahrmarkt der Fertigprodukte gibt es viele Angebote an Aufputzmittel. Wenn bloß die Intensität des Gefühls zählt, ist es sekundär, ob die gesuchte Erfahrung durch Drogen, Musik, Sexualität oder Meditation erreicht wird. Das ist auch das Problem, wenn Religion von den Bedürfnissen des Menschen her gesehen wird. Abraham Joshua Heschel (1907-1973) warnt vor der Gefahr, dass menschliche Bedürfnisse zu absoluten Zielen werden. Er wendet sich gegen eine Verkrümmung der Sehnsucht nach Gott in eine Sorge um Bedürfnisbefriedigung. Nach Heschel sterben mehr Menschen an Bedürfnisepidemien als an Krankheitsepidemien. Es wäre auf Dauer fatal, wenn in der Spiritualität die Geisteshaltung vom Funktionalen bestimmt wird.

Der ins Dasein geworfene Mensch, oder: Homo viator

Bist Du eher optimistisch oder pessimistisch? Warten Sie eher ab oder gehen Sie Entscheidungen offensiv an? Sind Sie eher ängstlich oder zuversichtlich? Sind Sie mehr ein lebensfroher oder mehr ein trauriger Typ? Glauben Sie an die Auferstehung der Toten oder soll mit dem Tod alles aus sein? Solche und ähnliche Fragen sind in Illustrierten und Zeitungen häufig zu finden. Mit Skalen und Statistiken wird man dem Problem nicht gerecht, denn es geht um die Grundmelodie des Lebens. Hast Du eine Grundentscheidung für das Leben in Fülle getroffen oder steht das Nein, das Heraushalten, die Verweigerung im Vordergrund?

Was dürfen wir hoffen? Kinder hoffen auf einen schulfreien Tag oder auf ein gutes Zeugnis, Lehrlinge auf eine gute Arbeitsstelle, Erwachsene auf einen guten Lebenspartner und gesunde Kinder und ältere Menschen auf einen guten Lebensabend. Bei Wünschen zum Jahreswechsel oder zu Geburtstagen und Jubiläen steht meist die Gesundheit im Vordergrund, Frieden oder Erfolg sind auch recht oft zu hören.

Vordergründig werden meist gesunde, erfolgreiche, schöne und sportliche fitte Leute gezeigt. Das heißt noch lange nicht, dass es die anderen Seiten nicht gibt. Das Leben mutet uns dunkle Phasen zu, nicht jedes Leiden ist zu vermeiden, es nagt der Wurm der Einsamkeit, Depressionen und burnt out sind verbreitet, Lebensentwürfe und Pläne zerbrechen, da ist das Gefühl, nicht gebraucht und überflüssig zu sein. Jede Mühe und aller Einsatz scheint umsonst. Und liebe Menschen sterben; damit wird das

eigene Leben ärmer und einsamer. Nicht selten werden solche Erfahrungen zum Nährboden von Kränkung und Beleidigung, von Aggression oder Resignation. Erschütternd ist es, wenn sich Menschen das Leben nehmen, denn letztlich kommen darin Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung zum Ausdruck. Viele scheinen in ihrem Leben zu wenig zu bekommen und haben Angst, zu kurz zu kommen.

Was ist die Grundmelodie des Lebens, welche Atmosphäre bestimmt den Alltag? Bei Martin Heideggers „Sein und Zeit“, ist „Geworfenheit“ ein Fundamentalcharakter des Daseins und seiner Selbsterfahrung.² Der Terminus dürfte ursprünglich gnostisch sein. In der mandäischen Literatur ist er stehend: das Leben ist in die Welt geworfen, das Licht in die Finsternis, die Seele in den Körper. Er drückt die uns angetane Gewalt aus, die uns ungefragt hat sein lassen, wo ich bin und was ich bin, die Passivität unseres Verhaltens in einer Welt, die wir nicht gemacht haben und deren Gesetze nicht die unseren sind. Hans Jonas verweist auch darauf, dass im Bild des Wurfes eine Qualität des Dynamischen steckt. Das Leben wirft sich auf die Zukunft. In der valentinianischen Formel vom Geworfensein ist jedoch - so Hans Jonas - kein Raum für das Verweilen und für die Gegenwart. Wichtig sind Vergangenheit und Zukunft, d.h. woher wir kommen und wohin wir eilen. „Die eigenste Möglichkeit ist *unbezügliche*. ... Dasein kann nur dann *eigentlich es selbst* sein, wenn es sich von ihm selbst her dazu ermöglicht.“³ - Hans Jonas wirft deshalb Martin Heidegger gnostische Verachtung und Entleerung der Gegenwart, aber auch Verrat am Du und die Auflösung von Verantwortung vor.⁴ Für die Natur bleibt nur ein mangelhafter Seinssinn. Und diese existentialistische Entwertung der Natur spiegelt offenbar ihre spirituelle Entleerung durch die moderne Naturwissenschaft wider, und diese hat etwas gemein mit der gnostischen Naturverachtung.⁵

Der französische Existenzphilosoph Gabriel Marcel (1889 bis 1973) hat 1949 in seinem Buch „Homo viator. Philosophie der Hoffnung“ den Begriff geprägt, der bei ande-

² Michael Theunissen, Negative Theologie der Zeit, Frankfurt a. M. 1991, 345.

³ Martin Heidegger, Sein und Zeit, 263.

⁴ Hans Jonas, Gnosis. Die Botschaft des fremden Gottes, hg. und mit einem Nachwort versehen von Ch. Wiese, Frankfurt a. M./ Leipzig 1999, 393-400.

⁵ Hans Jonas, Gnosis, Existentialismus und Nihilismus, in: Organismus und Freiheit. Ansätze zu einer philosophischen Biologie, Göttingen 1973, 303-314.

ren Denkern und Künstlern weiterwirkte. Marcel versuchte, die Entfremdung des Menschen zu überwinden in einer Welt, in der das Haben wichtiger ist als das Sein. Das Haben müsse in der Liebe transzendiert werden, für welche der andere kein Objekt mehr ist, sondern im Dialog und schließlich in der Begegnung das erfahrbare Gegenüber. Freiheit ist bei ihm nicht autonom, sondern muss durch Liebe, Hoffnung und schöpferische Treue gefüllt werden. Die Verbundenheit mit Gott als dem „absoluten Du“ sah der Denker als erstrebenswertes Lebensziel. Auch in seinen Theaterstücken befasste er sich häufig mit der Brüchigkeit der menschlichen Existenz. Sein Denken über Liebe, Hoffnung, Treue, Tod und Unsterblichkeit wurde und wird auch immer wieder von Theologen aufgegriffen.

Welche Hoffnung hat Bestand? Was bringt wirklich Leben und nachhaltiges Glück? Was ist bloß ein Strohfeuer? Welche Versprechen von Leben, Glück und Heil enden in einem Schuldenberg oder im Abgrund? Grund unserer Hoffnung ist Gott selbst, der Herr und Freund des Lebens ist. Das zeigt er uns zu Ostern durch die Auferweckung Jesu. Leben im Sinne Jesu meint nicht das bloße Dasein oder die nackte Existenz, Leben im biblischen Sinn meint immer „Leben in Fülle“, erfüllt mit Liebe, Glück, Frieden, Gesundheit, Heil. Im Unterschied zum vergänglichen irdischen Leben währt dieses verheißene Leben in Fülle „ewig“, grenzenlos, ohne Abbruch und damit auch ohne die Furcht, dieser Zustand könnte einmal enden.

Die christliche Zukunftshoffnung sieht sich immer wieder dem Grundverdacht ausgesetzt, sie sei nichts anderes als eine bloße Vertröstung der Menschen aufs Jenseits, ohne Konsequenzen und ohne gestaltende Kraft für das Hier und Jetzt. Die Gefahr der christlichen Hoffnung liegt darin, dass sie das „Leiden am Wirklichen“ übergeht oder vergisst. Setzen sich Christen zu wenig für Frieden, Gerechtigkeit und für die Bewahrung der Schöpfung ein? Gerade weil wir das Leben lieben, lassen wir uns die Hoffnung nicht nehmen, dass all das Gute, all das Leben und Lieben nicht in eine letzte Vergeblichkeit versinken. Wir lieben also das Leben auch nach dem Tod, denn Liebe zu Leben ist unteilbar. Weil wir das Leben vor dem Tod lieben, hoffen wir auf ein Leben nach dem Tod. Weil wir das Leben bejahen, lassen wir uns die Hoffnung auf ein ewiges Leben nicht nehmen. Christliche Hoffnung ist Trost für diejenigen, die im Leben zu kurz kommen, die sich in ihren angelegten Möglichkeiten nicht entfalten können. Christliche Hoffnung, die größer ist als dieses Leben, schenkt Kraft zum Weitermachen, zum Aushalten und Durchhalten. Wir brauchen nicht alles aus dem Leben herausholen und herauspressen.

Abraham

Indem der Glaube auf Gott setzt, schließt er das Moment der Hoffnung ein, der Hoffnung nämlich, dass das, worauf der Glaube setzt, sich wirklich als absolut sicher und tragfähig erweisen wird. Das wird in der Heiligen Schrift vor allem deutlich gemacht an Abraham. In seinem Glauben sieht das Alte Testament den Glauben des ganzen Volkes Gottes auf persönlich-exemplarische Weise verwirklicht. In ihm als dem Stammvater, wie er vorgestellt wird, findet die lange Geschichte der Erfahrung Israels mit seinem Gott gleichsam ihre ideale, urbildliche Vorprägung. Abraham lebt in Ur in Chaldäa. Da ergeht an ihn der Ruf (Gen 12): „Der Herr sprach zu Abraham: Zieh weg aus deinem Land, aus deiner Heimat und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde dich zu einem großen Volk machen und dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein. Ich will alle segnen, die dich segnen; wer dich verwünscht, den will ich verfluchen. Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen. Da zog Abraham weg, wie der Herr ihm gesagt hatte.“ Abraham also muss alles verlassen. Er muss in ein Land gehen, das er noch gar nicht kennt. Aber er verlässt sich auf die Verheißung Gottes und macht sich auf den Weg. So wird er, der Nomade, zum Nomaden des Glaubens. Die Zumutung Gottes geht noch weiter. Gott verheißt ihm zahlreiche Nachkommenschaft, so zahlreich wie der Sand am Meer. Aber Gott schenkt seiner Frau Sarah keinen Sohn. Kein Wunder, dass Abraham aufbegehrt. Und dass seine Frau Sarah spöttisch lacht, als ihr im Alter noch ein Sohn zugesagt wird. Doch Abraham hofft gegen alle Hoffnung. Das Alte Testament sagt schlicht: „Abraham glaubte dem Herrn und der Herr rechnete es ihm als Gerechtigkeit an.“ So ist Abraham der Mann des Glaubens. Und so wird er im Neuen Testament als Vater des Glaubens bezeichnet (Röm 4,12.17; Gal 3,7-9.29; Hebr 11,8ff). Glaube wird hier als Exodus beschrieben, als Aufbruch auf eine Verheißung Gottes hin. Hier sieht man auch, wie die gläubige Ur-Erfahrung Israels, die ja im Exodus-Geschehen konzentriert ist, bereits in das Leben des Stammvaters hineinverlegt, gleichsam vorverlegt wird. Glaube wird beschrieben als ein einschneiden der Aufbruch auf einen mächtigen Ruf und auf eine Hoffnung erweckende Verheißung hin. Vor allem ist Glaube ein bereitwilliges Sich-herausrufen-Lassen aus alledem, worauf Abraham bisher sein Leben gegründet hat. Er nimmt die rastlose Bewegung statt der Gewöhnung auf sich, den Aufbruch statt der Ruhe, das Risiko statt der Sicherheit. Er lässt sich auf

Grund des Gerufenwerdens darauf ein, dass die Wirklichkeit im ganzen größer ist als der Raum des bisherigen eigenen Lebens, in welchem er sich eingerichtet hatte. Im Aufbruch aus dem, was ihm bisher Grund und Sinn geboten hat, lässt er sich selbst „aufbrechen“ für die größeren unausschöpflichen Dimensionen der Wirklichkeit. Und genau in diesem „Aufgebrochen-Werden“ erfährt Abraham die Anwesenheit des Gottes, von dem Augustinus später sagen wird, dass er der Deus semper maior ist, der stets größere Gott, der für den Menschen die immer neuen, größeren und schöneren Möglichkeiten des Daseins verheißt. An diesem Ruf, der Abraham trifft und den Abraham glaubend beantwortet, können wir vier Momente ausmachen, die ich ein wenig entfalten will, weil all das ja genauso auch für uns gilt, wenn wir wirklich Glaubende sind, wenn wir Abraham, dem Vater unseres Glaubens, auf dem Weg seines Glaubens folgen.

Das erste Moment ist: „Verlass deine Habe“, das heißt: Sei bereit, deine bisherigen Verhältnisse aufzugeben; lös dich von dem, woran du hängst; lass es hinter dir und wage den neuen Anfang! Immer ist ein Schnitt notwendig zwischen mir und der Welt, in die ich mich eingerichtet habe, damit ich nicht mehr an mir selbst, sondern nach dem Maß dessen, wozu Gott mich braucht, orientiere. Aufbrechen, hinter mir lassen, weglassen dessen, was ich habe und worauf ich einen Anspruch zu haben glaube, woran ich mich gewöhnt und woran ich mich gebunden habe - ein solches Verlassen der Habe gehört zum Ruf Gottes und gehört zum Glauben, d.h. gehört dazu, dass ich mich im Ernst auf Gottes Ruf einlasse.

Ein zweites Moment: Der Ruf Gottes stört mein bisheriges Lebenskonzept. Ich muss es aufgeben, ich kann nicht mehr sagen: Aber ich hatte mir vorgenommen, da oder dorthin zu gehen, sondern es wird mir zugeworfen, zugesagt. Unter Gottes Ruf lebend, suche ich mir nicht das aus, was *ich* gern möchte, vergleiche es auch nicht mit anderen Lebenskonzepten, sondern ich werde von Gott in Anspruch genommen und ich laufe von mir weg ihm nach. Also, ich habe den Schnitt zu tun nicht nur zwischen mir und meiner Habe, sondern den viel tieferen Schnitt noch zwischen mir und meinem Willen, zwischen mir und mir gleichsam.

Das dritte Moment: Der Ruf fordert mich auf, mich selber mitzubringen, ganz und gar. Und dieses mein Ich ist nicht nur ausgezeichnet durch geistige Fähigkeiten, sondern das ist meine ganze Existenz, bis hinein in den Leib. Berufung, der Ruf Gottes, beansprucht immer auch meinen Leib, wenn auch auf recht unterschiedliche Weise. Ich muss mich nicht nur von meinen Ideen lösen, sondern ich muss einen Weg unter die

Füße nehmen. Ich muss nicht nur etwas mir meinem Verstand wollen, sondern mit meinen Händen etwas tun. Und schließlich: Der Leib als Organ meiner Liebe, als die Mächtigkeit meiner Zukunft, einer Zukunft, die über mich hinausweist in kommende Generationen, d.h. mein Leib in seiner geschlechtlichen Kraft, auch dieses: Liebe zu geben und Leben zu geben, ist mitbetroffen vom Ruf. Nichts bleibt heraußen. Bei Abraham ist auch seine und der Sarah Leiblichkeit mitgemeint. So oder so. Und das ist bis heute nicht anders. (Nur von hier aus wird sowohl die Ehe als Sakrament verständlich, als auch die Lebensform des Zölibats; beides bedeutet, dass Gottes Ruf mich in meiner Leiblichkeit beansprucht.)

Ein viertes Moment: Der Ruf Gottes geschieht, damit Gemeinschaft werde. Abraham soll „zum Segen“ werden, Abraham soll Gemeinschaft gründen, ein neues Volk. Nie wird einer für sich berufen, immer geschieht Berufung für den Dienst an den anderen, am Ganzen. Gott beansprucht Menschen für sich, indem er sie beansprucht für sein Volk, für die anderen.

In diesen vier Momenten wird deutlich, was im Ruf Gottes geschieht: Ein neuer Anfang. Wo Gott ruft, da geht es nicht einfach weiter, da werden nicht einfach Bedürfnisse abgedeckt, sondern da wächst etwas Neues, da werden nicht nur meine mitgebrachten Möglichkeiten verstärkt, sondern da wird sogar gefordert das Verschenken meiner mitgebrachten Möglichkeiten, die Annahme der eigenen Grenzen aller Möglichkeiten, damit Gott das menschlich Unmögliche tun kann. Ruf hat es wesentlich mit dem Gott zu tun, der aus dem Nichts etwas schafft. Glaube ist Antwort auf einen solchen Ruf, den wir gerade in vier Momenten ein wenig aufgeschlüsselt haben.

Glaube heißt aber nicht nur sich heraussuchen lassen, sondern auch sich herausführen lassen, auf das Ziel aller Verheißungen und Hoffnungen hin. Abraham lässt sich führen, obwohl er nicht überschaut, wohin der Weg führen wird. Das Ziel, das Gott verheißt, ist zu fern, zu überschwenglich und menschlich gesehen so unwahrscheinlich, dass es keine klar umrissene Aussicht gewährt. Eher scheint es etwas völlig Aussichtsloses zu sein. Aber dieses „Aussichtslose“ bewirkt bei Abraham nicht Resignation, sondern eine größere Hoffnung, ein stets wachsendes Vertrauen, das sich auf den Weg einlässt. Abraham hält diese "aussichtslose" Verheißung und den Weg dahin für etwas Reales, für das Realste überhaupt, auf das er sein ganzes Leben baut. Ja, man kann in gewisser Weise sagen, dass je entschiedener und vorbehaltloser er sich auf diesen Gott einlässt und alle selbstgestrickten Sicherheiten seines Daseins relativiert und lässt, umso größer die erfahrene Gewissheit wird, bei Gott geborgen und von ihm

geführt und gehalten zu sein. (Kehl)

„Rabbi Sussja lehrte: ‚Gott sprach zu Abraham: Geh aus deinem Land, aus deinem Geburtsort, aus dem Haus deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde. Gott spricht zum Menschen: Zuvorderst geh aus deinem Land - aus der Trübung, die du dir selber angetan hast. Sodann aus deinem Geburtsort - aus der Trübung, die deine Mutter dir angetan hat. Danach aus deinem Vaterhaus - aus der Trübung, die dein Vater dir angetan hat. Nun erst vermagst du in das Land zu gehen, das ich dir zeigen werde.“⁶

Gott neu lernen

„Das Religiöse in den modernen Gesellschaften ist in Bewegung. Es ist diese Bewegung, die es zu erkennen gilt“, konstatiert die französische Religionssoziologin Daniele Hervieu-Leger in ihrer viel beachteten Studie „Pilger und Konvertiten“.⁷ Glaube und Kirche werden heute „viatorisch“ gefunden. Das Pilgern ist nicht zufällig ein Massenphänomen unserer Tage. Der Innsbrucker Diözesanpatron Petrus Canisius war ein Pilger und Kundschafter. Priester und Ehrenamtliche in der Kirche sind Pilger und Kundschafter zwischen den Lebenswelten, zwischen Jungen und Alten, zwischen Kulturen, die sich in unserem Land oft auf kleinsten Raum zusammenfinden.

Rainer Maria Rilke schreibt über die Pilgerschaft: „Falle nicht, Gott, aus deinem Gleichgewicht – Auch der dich liebt und der dein Angesicht erkennt im Dunkel, wenn er wie ein Licht in deinem Atem schwankt, - besitzt dich nicht. Und wenn dich einer in der Nacht erfasst, so dass du kommen musst in sein Gebet: Du bist der Gast, der wieder weiter geht. Wer kann dich halten, Gott? Denn du bist dein, von keines Eigentümers Hand gestört, so wie der noch nicht ausgereifte Wein, der immer süßer wird, sich selbst gehört.“⁸

⁶ Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim, Zürich ¹⁰1987, 385.

⁷ Daniele Hervieu-Leger, Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung (Religion in der Gesellschaft 17), Würzburg 2004, 58. Vgl. Christian Hennecke, Kirche, die über den Jordan geht. Expeditionen ins Land der Verheißung, Münster ³2008, 56.

⁸ Rainer Maria Rilke, Von der Pilgerschaft Bd. I/1, 95, Werke in sechs Bänden, Frankfurt 1980.

Dich, Gott meines Lebens, will ich neu lernen, dich, Geheimnis von allem, dich tiefster Grund, dich,

Quelle des Lebens.

Gott, öffne dich auf mich hin, lass mich dich erahnen, lass mich dich ertasten, lass mich dich spüren, du Gott meines Lebens.

Jenseits von Sprache und Denken, jenseits von Bildern und Worten, jenseits menschlicher Vorstellungen, jenseits meiner Wünsche und Ängste zeige du dich mir.

Gott, öffne mich auf dich hin, öffne mein Denken und Fühlen, öffne mein Herz und meine Sinne, öffne mich ganz für dich und erfülle mich ganz dir.

Mach mich wie eine leere Schale

und erfülle mich ganz,

mach mich wie eine offene Hand

und schenke mich dir,

sei mir nahe, Unbegreiflicher.

Dich, Gott meines Lebens, will ich neu lernen, dich, Geheimnis von allem, dich, tiefster Grund, dich, Gott der Zukunft.

(Verfasser unbekannt)

Die längste Reise: Zu sich selbst kommen

Abschied und Aufbruch

„Viele brechen nur scheinbar auf. Sie tragen nur ein Gespenst ihrer selbst mit sich fort, eine abstrakte Puppe. Sich selber bringen sie vor dem Aufbruch in Sicherheit. ... Sie bilden sich eine künstliche Persönlichkeit, eine ausgeliehene, nach Büchern zurechtgemachte, und diesen Roboter, diesen Schatten ihrer selbst schicken sie auf die Suche nach Gott. Nie treten sie mit ihrem ganzen Wesen in die Erfahrung ein. ... Gott will ein leibhaftiges Wesen vor sich sehen, das weinen kann, schreien unter den Wirkungen seiner läuternden Gnade; er will ein Wesen, das um den Wert menschlicher Liebe weiß und die Anziehung des anderen Geschlechts kennt. Er will ein Wesen, das den heftigsten Wunsch verspürt, ihm zu widerstehen, warum nicht? ... Gott will ein menschliches Wesen vor sich sehen, sonst hätte seine Gnade nichts zu verwandeln; das wirkliche Wesen wäre entwischt. Hier aber pflegt das Unglück zu geschehen: zu viele unter

denen, die sich Gott geben, haben seinem Wirken nur eine ausgeliehene Persönlichkeit ausgesetzt.“⁹

Die Reise nach innen antreten, die Dag Hammarskjöld die längste Reise nannte:

„Die längste Reise
ist die Reise nach innen.
Wer sein Los gewählt hat,
wer die Fahrt begann
zu seiner eigenen Tiefe
(gibt es denn Tiefe?) –
noch unter euch,
ist er außerhalb der Gemeinschaft,
abgesondert in eurem Gefühl
gleich einem Sterbenden
oder wie einer, den der nahende Abschied
vorzeitig weiht
zu jeglicher Menschen endlicher Einsamkeit.
Zwischen euch und jenem ist Abstand,
ist Unsicherheit –
Rücksicht.
Selber wird er euch sehen
abgerückt, ferner,
immer schwächer eures Lockrufs
Stimme hören.“¹⁰

*„Die Seele muß in einem doppeltem Sinn ‚zu sich selbst kommen‘: sich selbst erkennen und werden, was sie sein soll.“*¹¹ Die Selbsterkenntnis hat mehrere Stufen. Die erste ist das einfache Bewusstsein. Die zweite die bewusste Selbstbeobachtung, in der sich das reine Ich vom dunklen Grund des ungeteilten Ichlebens abhebt. Auf der

⁹ Yves Raguin, Wege der Kontemplation, Beten heute I, Johannes Verlag.

¹⁰ Dag Hammarskjöld, Zeichen am Weg. Das spirituelle Tagebuch des UN-Generalsekretärs, deutsch von Anton Graf Knyphausen. Überarbeitete Neuausgabe mit einem Vorwort von Dr. Manuel Fröhlich, Knauer Taschenbuch Verlag 2005, 31.

¹¹ Edith Stein, Endliches und ewiges Sein, ESW II; 395.

dritten Stufe entdeckt man jenen Raum der Seele, den man nicht ganz ans Licht bringen kann, da er sowohl bewusst wie unbewusst ist. Hier wohnt das persönliche Ich, das eigentlich freie. Dieses Fortschreiten von der Selbsterkenntnis zur Selbstgestaltung, also das „Innere“ so zu bewohnen, dass von dort das „Äußere“ durchformt wird, wäre die eigentliche Aufgabe des Menschen. Viele erreichen aber nicht einmal die dritte Stufe der Selbsterkenntnis und bleiben an Oberflächlichem hängen. Das Wesen der Seele ist das, was das Leben formt, bezeichnet durch Sinn und Kraft. Der Sinn ist das Ziel, auf das die Seele hingeeordnet ist, die Kraft ist ihr gegeben, um das Ziel zu erreichen, „um zu werden, was sie sein soll“.¹²

Rituelle Prozesse¹³

Pilgerwege und Wallfahrten haben sich an biographischen und existentiellen Übergängen und Brüchen eingraviert: Man beachte die vielen Votivtafeln für Anliegen und Dank an den Wallfahrtsorten. Früher gingen viele Schüler vor Prüfungen zum Höttinger Bild. Wenn ich auf der Waldrast bin, erzählen mir Menschen von unheilbaren Krankheiten, von Verlusterfahrungen, vom Sterben geliebter Menschen. Nach der Matura sind manche Kollegen nach Mariazell gepilgert. Den Jakobsweg gehen nicht wenige am Übergang zur Pension oder in einer Sabbatzeit, in der sie sich neu orientieren wollen. Oder nach Kriegen gab es Heimkehrerwallfahrten. Die Friedensmärsche aus den 80er Jahren sind säkularisierte Pilgermärsche.

Solche Riten des Übergangs sind durch eine dreiphasige Struktur gekennzeichnet: Als erstes gibt es eine *Trennungsphase*, die die Teilnehmer des Ritus vom bisherigen Ort und Status löst, dieser folgt eine *Schwellen- bzw. Umwandlungsphase*, in der man sich zwischen den Welten bewegt, um schließlich in der *Angliederungsphase* zu einem neuen Ort bzw. Status in die Gesellschaft reintegriert zu werden. Anklänge zu Heilungs- oder Versöhnungsriten mit der Welt des Übernatürlichen („Rituals of affliction“) bei Krankheit, Pech oder Tod finden sich ebenfalls zahlreich in den sehr persönlichen Motivationen für Pilgerfahrten. Im christlichen Raum gibt es das Motiv der Wiedergutmachung einer eigenen Schuld, das Motiv der stellvertretenden Gebetsleistung für unschuldige Opfer oder „Sorgenkinder“, die Erfüllung eines Gelübdes anlässlich einer Gebetserhörung, die Hoffnung auf eine irgendwie gearteten Belohnung für das „gute

¹² Edith Stein, Endliches und ewiges Sein, ESW II; 399.

¹³ Vgl. Victor W. Turner, The Ritual Process. Structure and Anti-Structure, New York 1995.

Werk“ der Pilgerfahrt, die Bitte um die Heilung einer Krankheit oder zumindest die Hilfe, sich mit diesem Schicksal geistig-geistlich zurecht finden zu können.¹⁴

Pilger und Kundschafter der Kirche

Die Kirchengestalt der vergangenen Jahrhunderte ist in Auflösung begriffen. Strukturen, Sicherheiten und Institutionen sind fragwürdig geworden. Das hat massive Auswirkungen für das Selbstverständnis des priesterlichen Dienstes und für die Plausibilität, die ein Seelsorger für sein Tun erwarten kann. Man kann darauf depressiv mit einer Fixierung auf eine heile Vergangenheit reagieren. Ist es nicht aber auch möglich, diese gegenwärtige Situation anders zu deuten und zu leben? - Die Krise bietet die Chance zum Exodus, zum Aufbruch. Sie könnte auch vom *mysterium paschale*, vom Geheimnis des Todes und der Auferstehung Jesu beleuchtet werden. Unter dem Zeichen einer positiven Dynamik des Je-Mehr: Das kann für gegenwärtige Pastoral bedeuten, dass wir von einer reagierenden, defensiven, stagnierenden Haltung zu einer proaktiven Dynamik kommen. Es stellt sich die Frage, ob wir Probleme haben, um unsere Krisenkreise, auf das Negative fixiert sind – oder ob wir eine Botschaft haben! Ignatius von Loyola hat inmitten seiner Zeit die Frische des Evangeliums gelebt und bezeugt, in der nicht wenige, die konkrete Kirche als Ruine sahen, als Verlierergesellschaft. Gerade da wollte er präsent sein.

Aufzubrechen ist immer mit einem Risiko und mit einem Wagnis verbunden. Aufbrüche erfordern Mut und Offenheit; sie können auch in dunkle Zeiten der Enttäuschung oder in lange Wüstenwanderungen hinein führen. Zu ihnen gehören Ängste und Freuden, Verunsicherung, Tränen, Sehnsucht und neue Hoffnung. Jedem Anfang wohnt ein Zauber aber auch eine Schwere inne. Aufbrechen – da geht es um das Aufbrechen von Versteinerungen, von Verhärtungen und Rechthabereien.

Aufzubrechen zur Wallfahrt und zu pilgern bewirkt Veränderung und macht frei. Pilgern kann helfen, den Exodus aus Verstrickungen und Lähmungen zu entdecken sowie Orientierung für die Seele, für die Arbeit und für Beziehungen zu finden das Geheimnis Gottes zu erahnen. Die Kirche geht den „Weg mit der ganzen Menschheit gemeinsam“ (Gaudium et spes 40), denn Gott selbst erscheint an den Wegkreuzungen, an den

¹⁴ Vgl. ebd., 13-17.

Orten, die uns nicht vertraut sind, an denen wir uns nicht auf Sicherheiten stützen können. Was ist zu tun angesichts dieser Situation? So fragt Papst Franziskus. Es braucht eine Kirche, die keine Angst hat, in die Nacht dieser Menschen hinein zu gehen. Es braucht eine Kirche, die fähig ist, ihnen auf ihren Wegen zu begegnen. Es braucht eine Kirche, die sich in ihr Gespräch einzuschalten vermag. Es braucht eine Kirche, die es versteht, mit jenen Jungen ins Gespräch zu kommen, die wie die Emmausjünger aus Jerusalem fortlaufen und ziellos allein mit ihrer Ernüchterung umherziehen, mit der Enttäuschung über ein Christentum, das mittlerweile als steriler, unfruchtbarer Boden angesehen wird, der unfähig ist, Sinn zu zeugen.

Gott begegnet auf der Straße

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (Gaudium et spes 1). Das Zweite Vatikanische Konzil sieht die Gemeinschaft der Kirche mit der Menschheit und ihrer Geschichte eng verbunden.¹⁵ Christen dürfen so gesehen keine Wirklichkeitsflüchtlinge sein. Mit dem Glauben ist keine Weltfremdheit verbunden, denn Jesus hat sich nicht heraus gehalten aus der Zeit, sich nicht entzogen den Ängsten und Abgründen, sich nicht zynisch gezeigt gegenüber den Bedürfnissen der Menschen. Entgegen gnostischer Verachtung der Zeit und des Leibes liegt die Dynamik Jesu in der Inkarnation, in der Realisation der Liebe und des Heiles in geschichtlicher Stunde. Inkarnation, d.h. Menschwerdung Gottes, ist geprägt durch Präsenz und Solidarität. Die Kirche geht den „Weg mit der ganzen Menschheit gemeinsam und erfährt das gleiche irdische Geschick mit der Welt und ist gewissermaßen Sauerteig und Seele der in Christus zu erneuernden und in die Familie Gottes umzugestaltenden menschlichen Gesellschaft“ (Gaudium et spes 40).

¹⁵ Vgl. dazu: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, hg. von Peter Hünermann und Bernd Jochen Hilberath, Bd. 1-5, Freiburg – Basel – Wien 2004-2006.

Für Papst Paul VI. kommt uns Gott in der heutigen Wirklichkeit entgegen. „Die Religion des Gottes, der Mensch wurde, ist der Religion (denn sie ist es) des Menschen begegnet, der sich zum Gott macht. Was ist geschehen? Ein Zusammenstoß, ein Kampf, ein Anathem? Es hätte sein können, aber es ist nicht geschehen. Die alte *Geschichte vom Samariter* wurde zum Beispiel für die Geisteshaltung des Konzils. Eine *ganz große Sympathie* hat es ganz und gar durchdrungen.“¹⁶

Wie geht's?

Wir erleben gegenwärtig eine riesige Völkerwanderung. Menschen gehen nicht aus bloßer Neugier, Abenteuerlust oder Eroberungssucht von zu Hause weg. Fremde, Asylanten, Flüchtlinge sind nicht selten Entwurzelte, Rechtlose, materiell Arme, von den Narben des Krieges Gezeichnete. Gott „liebt die Fremden und gibt ihnen Nahrung und Kleidung – auch ihr sollt die Fremden lieben, denn ihr seid Fremde in Ägypten gewesen.“ (Dtn 10,18f). Gastrecht, Asylrecht und Gastfreundschaft sind für die biblische Tradition insgesamt von entscheidender Bedeutung. Weil der Mensch nur Gast auf Erden ist (Ps 119,19; Phil 3,20; Hebr 13,14), soll er andere, die als Fremde zu ihm kommen, gastfreundlich aufnehmen. Im biblischen Verständnis ist es Gott selbst, der an die Tür klopft (Offb 3,20). Ich war hungrig, durstig, fremd. Ihr habt mir zu essen, zu trinken gegeben. Ihr habt mich aufgenommen (Mt 25,31-46).

Die Schauplätze der Not, der kriegerischen Konflikte, der Verfolgung, das Elend in den Flüchtlingslagern Afrikas und Nahen Ostens lassen uns nicht unberührt. Die internationale Gemeinschaft, alle Staaten, Europa, Bund, Länder und Gemeinden stehen vor großen Herausforderungen. „Wir können im Leben immer nach Entschuldigungen suchen oder aber nach Inspirationen. Ich habe immer versucht, Inspirationen zu finden.“ (Andre Agassi) Die Flüchtlingsströme werden mit Sicherheit noch zunehmen. Kirche und Politik, Zivilgesellschaft, Sozialpartner und Medien, sind gefragt und angefragt für weitere Flüchtlings-Unterkünfte zu sorgen. Viele Österreicherinnen und Österreicher haben schon Männern, Frauen und Kindern, die vor Krieg und Verfolgung geflohen sind und Schreckliches erleben mussten, geholfen und wollen weiter helfen. Dafür ein

¹⁶ Paul VI., Ansprache in der Öffentlichen Sitzung des Zweiten Vatikanischen Ökumenischen Konzils (7. Dezember 1965), in: Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils: Theologische Zusammenschau und Perspektiven, in: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, hg. von Peter Hünemann und Bernd Jochen Hilberath, Freiburg i. B. 2006, Bd. 5, 565-571, hier 568f.

großes Danke, Vergelt's Gott!

Darüber hinaus bitten wir um engagiertes Mitgestalten eines wohlwollenden Klimas für Menschen auf der Flucht. Es geht um eine Willkommenskultur für verzweifelte und notleidende Menschen. Wichtig ist auch, die Sorgen und Ängste in Teilen der Bevölkerung ernst zu nehmen und ihnen mit Sachlichkeit und Information zu begegnen. Papst Franziskus fordert die Überwindung von Vorurteilen und Vorverständnissen bei der Betrachtung der Migranten und Flüchtlingen: „Nicht selten löst nämlich das Eintreffen von Migranten, Vertriebenen, Asylbewerbern und Flüchtlingen bei der örtlichen Bevölkerung Verdächtigungen und Feindseligkeiten aus. Es kommt die Angst auf, dass sich Umwälzungen in der sozialen Sicherheit ergeben, dass man Gefahr läuft, die eigene Identität und Kultur zu verlieren, dass auf dem Arbeitsmarkt die Konkurrenz geschürt wird oder sogar dass neue Faktoren von Kriminalität eindringen. Auf diesem Gebiet haben die sozialen Kommunikationsmittel eine sehr verantwortungsvolle Rolle: Ihre Aufgabe ist es nämlich, feste, eingebürgerte Vorurteile zu entlarven und korrekte Informationen zu bieten, wo es darum geht, den Fehler einiger öffentlich anzuklagen, aber auch, die Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit und Seelengröße der Mehrheit zu beschreiben. In diesem Punkt ist ein Wandel der Einstellung aller gegenüber den Migranten und Flüchtlingen notwendig; der Übergang von einer Haltung der Verteidigung und der Angst, des Desinteresses oder der Ausgrenzung – was letztlich genau der „Wegwerf-Mentalität“ entspricht – zu einer Einstellung, deren Basis die „Kultur der Begegnung“ ist. Diese allein vermag eine gerechtere und brüderlichere, eine bessere Welt aufzubauen.“¹⁷

„Es muss aufgehoben werden
als komme es aus grauen Zeiten
Menschen wie wir unter ihnen
fuhren auf Schiffen hin und her
und konnten nirgends landen
Menschen wie wir unter ihnen
durften nicht bleiben
und konnten nicht gehen

¹⁷ Botschaft von Papst Franziskus zum Welttag des Migranten und Flüchtlings (2014): „Migranten und Flüchtlinge: unterwegs zu einer besseren Welt“, in: http://de.radiovaticana.va/news/2014/01/18/papst-botschaft_zum_weltfl%C3%BChtlingstag_am_sonntag/ed-765146

Menschen wie wir wir unter ihnen
grüßten unsere Freunde nicht
und wurden nicht begrüßt
Menschen wie wir wir unter ihnen
standen an fremden Küsten
um Verzeihung bittend, dass es uns gab
Menschen wie wir wir unter ihnen
wurden bewahrt
Menschen wie wir wir unter ihnen
Menschen wie ihr ihr unter ihnen
jeder
kann ausgezogen werden
und nackt gemacht
die nackten Menschenpuppen
nackter als Tierleiber
unter den Kleidern
der Leib der Opfer
Ausgezogen
die noch morgens die Schalen um sich haben“

Jeder! Die, die noch zuhause sitzen, in dem, was sie „Sicherheit“ nennen, sollten als eine Art Dankesschuld an das Schicksal Hilfsbereitschaft zeigen für die, die um ihr Leben fliehen.“ (Hilde Domin, Aber die Hoffnung)

Pilgerschaft in Frieden und Wahrheit

Das dritte Jahrtausend hat schon bald mit schrecklichen Eskalationen der Gewalt und mit nicht enden wollenden Szenarien eines erbarmungslosen Terrorismus begonnen. In dieser Situation hielt es Papst Benedikt XVI. 2011 für vordringlich, dass die verschiedenen christlichen Kirchen und Gemeinschaften und die Vertreter anderer Religionen wie schon 1986 ein glaubwürdiges und engagiertes Zeugnis für Frieden und Gerechtigkeit in der heutigen Welt ablegen und hat sie zu einer Pilgerfahrt nach Assisi eingeladen. Alle Beteiligten sind vor allem zur Selbstverpflichtung eingeladen, öffentlich zu bekunden und sich dafür einzusetzen, dass Glaube und Religion sich in keiner Weise mit Feindschaft und Gewalt vertragen, dass sich Glaube und Religion vielmehr auf

Friede und Versöhnung reimen. Friede ist nur dort möglich, wo Menschen sich als authentische Gott-Sucher auf den Weg der Wahrheit machen: „Neben den beiden Realitäten von Religion und Antireligion gibt es in der wachsenden Welt des Agnostizismus noch eine andere Grundorientierung: Menschen, denen zwar das Geschenk des Glaubenkönnens nicht gegeben ist, die aber Ausschau halten nach der Wahrheit, die auf der Suche sind nach Gott. Solche Menschen behaupten nicht einfach: „Es ist kein Gott.“ Sie leiden unter seiner Abwesenheit und sind inwendig, indem sie das Wahre und das Gute suchen, auf dem Weg zu ihm hin. Sie sind „Pilger der Wahrheit, Pilger des Friedens“. Sie stellen Fragen an die eine und an die andere Seite. Sie nehmen den kämpferischen Atheisten ihre falsche Gewissheit, mit der sie vorgeben zu wissen, dass kein Gott ist, und rufen sie auf, statt Kämpfer Suchende zu werden, die die Hoffnung nicht aufgeben, dass es die Wahrheit gibt und dass wir auf sie hin leben können und müssen. Sie rufen aber auch die Menschen in den Religionen an, Gott nicht als ihr Besitztum anzusehen, das ihnen gehört, so dass sie sich damit zur Gewalt über andere legitimiert fühlen. Sie suchen nach der Wahrheit, nach dem wirklichen Gott, dessen Bild in den Religionen, wie sie nicht selten gelebt werden, vielfach überdeckt ist. Dass sie Gott nicht finden können, liegt auch an den Gläubigen mit ihrem verkleinerten oder auch verfälschten Gottesbild. So ist ihr Ringen und Fragen auch ein Anruf an die Glaubenden, ihren Glauben zu reinigen, damit Gott, der wirkliche Gott zugänglich werde. Deshalb habe ich bewusst Vertreter dieser dritten Gruppe zu unserem Treffen nach Assisi eingeladen, das nicht einfach Vertreter religiöser Institutionen versammelt. Es geht vielmehr um die Zusammengehörigkeit im Unterwegssein zur Wahrheit, um den entschiedenen Einsatz für die Würde des Menschen und um das gemeinsame Einstehen für den Frieden gegen jede Art von rechtszerstörender Gewalt. Am Schluss möchte ich Ihnen versichern, dass die katholische Kirche nicht nachlassen wird im Kampf gegen die Gewalt, in ihrem Einsatz für den Frieden in der Welt. Wir sind von dem gemeinsamen Willen beseelt, „Pilger der Wahrheit, Pilger des Friedens“ zu sein.“¹⁸

Gastfreundschaft

¹⁸ Benedikt XVI., Pilger der Wahrheit und des Friedens. Ansprache am 27. Oktober 2011 in Santa Maria degli Angeli in Assisi.

Gastfreundschaft ist einer der dichtesten biblischen Begriffe, der das Verständnis für das Verhältnis der Menschen untereinander und darüber hinaus zu Gott vertiefen und erweitern kann. „Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.“ (Hebr 13,2) Dahinter steht vor allem die Erzählung der Gastfreundschaft Abrahams (Gen 18,1-8). Die Heilige Schrift ist voll von Beispielen und Hinweisen, die ein Gespür für die Gastfreundschaft vermitteln (Mt 25,34f.40; Lk 10,38-42). Das Wort Gastfreundschaft weckt heute vor allem die Vorstellung von Liebenswürdigkeit und Großzügigkeit, von Pflege gesellschaftlicher Beziehungen, von anregendem Zusammensein, Plauderstunden und behaglicher Atmosphäre. Die ursprüngliche Tiefe und geistliche Kraft dieses menschlichen und insbesondere christlichen Schlüsselwortes erschöpfen solche Assoziationen jedoch bei weitem nicht. Christen leben in dieser Welt als Fremde und Gäste (Joh 17,16.18; Hebr 11,13; 13,14; Phil 3,20; Ps 119,19; vgl. auch 99,13). In der neuen Wirklichkeit des Reiches Gottes gilt: „Ihr seid nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der heiligen und Hausgenossen Gottes.“ (Eph 2,19) Wer sich selbst als Fremdling versteht - als einer, der auf andere angewiesen ist und sich nicht fest im eigenen Besitz einrichten kann - der übt auch leichter Gastfreundschaft. Reiche Erfahrung aus dem Alten Bund bezeugt das (Ri 19,15-21; Gen 19,1-3) „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Lande lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.“ (Lev 19,33-34; vgl. Ex 23,9; Dtn 10,18-19) Auch das Neue Testament ist voll von Beispielen und Hinweisen, die ein Gespür vermitteln für die Gastfreundschaft (Mt 25, 34f.40; Lk 9,48; Joh 13,20; Mt 10,40; Lk 2,7; Lk 24,28-30; Lk 12,37; Apk 3,20; vgl. Joh 14,23; Mt 10,11-12; Lk 10,38-42; 14,12-14; 14,15-24; Joh 1,38-39).

Jesus war sicher einer, der die Lebenswelten seiner Zeitgenossen wahrgenommen hat. Er ist wesentlich einer, der auf die Menschen zugeht und ihnen nachgeht. Dabei ist aber zu beachten, dass das Gehen und Reisen zur Beschäftigungstherapie wird wenn es keinen spirituellen Gegenpol in Form der „Prèsence“, des einfachen Daseins und Wartens, gibt. Das Hinausgehen Jesu steht in Spannung zur Gastfreundschaft in seiner Wohnung und in seinem Haus. Er ist nicht davon gelaufen vor sich selbst und vor den Leuten. Er hat kein Alibi gesucht um sich wirklicher Begegnung zu entziehen. Er gewährt Gastfreundschaft: „Jesus fragte sie: Was wollt ihr? Sie sagten zu ihm: Rabbi - das heißt übersetzt: Meister - wo wohnst du? Er antwortete: Kommt und seht!

Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte, und blieben jene Tag bei ihm" (Joh 1,38f). Wichtig scheint mir bei der offenen Tür, bei der Gastfreundschaft, zu sein, dass damit ein Verweilen-Können und -Dürfen verbunden ist. Gerade dem Verweilen wohnt eine Kraft inne, die heilt und verändert. Das Verweilen schafft Orte der „Entschleunigung“ und der Besinnung; auf diesem Boden kann Hoffnung wachsen. Ohne spirituelle Spannkraft wird die offene Tür zum Vogelhaus, ohne Präsenz löst sich die Gastfreundschaft auf, die Menschen kommen trotz verbaler Einladungen von selber nicht mehr. Entscheidend ist schließlich auch, dass der Besucher sich als Gast fühlen darf und nicht zum Klienten, zum Fall degradiert wird. Diese Gefahr ist dort gegeben, wo der konkrete individuelle Mensch als Termin registriert wird, den es zu bewältigen und abzuarbeiten gilt. Gastfreundschaft lebt vom Umsonst, das nicht in eine Leistungsbilanz einzuordnen ist. Auch berechnendes Kalkül hat keinen Platz. Gastfreundschaft lebt vom Wohlgeruch der Aufmerksamkeit des Hinhörens (vgl. Lk 10,39); sie atmet die Großzügigkeit, die Kostbares verschenken kann (vgl. Joh 12,1-11).